

Leseprobe aus:

Levin Aurel



Fayola

Roman

# Fayola

Levin Aurel

## Inhalt

Das Herz von Europa. März 2035, Washington .....	
Der Tag der Weisheiten. August 2015, Hamburg .....	
Der Kniefall. Oktober 2019.....	
Der Schweinekopf. April 2024 .....	
Das Alte Testament. Juni 2024.....	
Er hat Fahrrad. Juni 2024 .....	
Das Haus des Barfüßers. September 2024 .....	
Eine Puppe ohne Gefühle. Juli 2030.....	
Ein Flammenmeer. August 2030.....	
Keuschheit. September 2030 .....	
Die Suppenküche. November 2030 .....	
Mein Herz. März 2035, Washington .....	
Gott .....	

## Impressum

© Copyright 2016 Alexander Greiner  
Verlag: Alexander Greiner, Ginsterweg 2, 24576  
Hagen, greiner@levinaurel.com

[www.levinaurel.com](http://www.levinaurel.com)

**Fliegen laben sich an Leichen.**



## Das Herz von Europa.

*März 2035, Washington*

»Ich war ein kleines Mädchen von vier Jahren, als wir aus Nigeria geflüchtet sind. Eines Abends stand ein Parteikollege meines Vaters in unserem Haus. Wir wollten gerade ins Esszimmer gehen, um zu Abend zu essen. Mein Bruder hielt sich am Kleid meiner Mutter fest, ich versteckte mich dahinter. Er teilte uns mit, dass wir sofort verschwinden müssten. Mein Vater war Politiker und deshalb einer der letzten im Ort, die von der Christenverfolgung betroffen waren. Bis zum Schluss hatte er nicht geglaubt, dass es so weit kommen würde. Sein Freund brachte uns zur Ortsgrenze und setzte uns vor einem der Transporter ab, die von Schleppern betrieben wurden. Meine Eltern ließen alles, was sie sich in den Jahren aufgebaut hatten, zurück. Alles, bis auf zwei Taschen mit etwas Kleidung, Proviant, zwei Mobiltelefone und Geld. Ihr Leben war in Sekunden zusammengefallen. Wir nahmen auf der Ladefläche mit drei weiteren Familien Platz, während mein Vater noch draußen mit den Männern diskutierte, die uns transportieren sollten. Sie schrien ihn an und stießen ihn auf den verdorrten Boden, einer richtete sein Gewehr auf ihn. Mein Vater hob seine Hand, damit meine Mutter nichts sagte und gab den Männern sein letztes Bündel Scheine. Wir hatten Glück, dass sie ihn nicht sofort

erschossen und uns in die Sklaverei oder an den Organhandel weiterverkauften. Sie mussten die anständigen unter den gewissenlosen Schleppern gewesen sein. Ich kann mich an das Gesicht meines Vaters erinnern, als er sich neben uns setzte. Schweiß lief über seine bleiche schwarze Haut, durch den Staub der Erde, wie ein versiegender Fluss in der Wüste. Unsere Augen waren trocken, obwohl wir erschrocken auf der Ladefläche hockten, in seinen waren Tränen. Er nahm meine Hände:

»Es wird alles gut. Weißt du, warum ich es dir versichern kann?«

Ich schüttelte mit dem Kopf.

»Gott wacht über uns. Über dich, über Mama, über Tayo und auch über die anderen Familien hier. Wenn er mal eine Pause braucht, dann wache ich über euch, mein Engel.«

Ich wusste nicht, was er damit meinte, ich war zu jung, doch ich glaubte ihm, und krabbelte auf seinen Schoß, um einzuschlafen.

Ich kann nicht sagen, wie lange die Fahrt dauerte, doch ich kann mich an einen weiteren Moment erinnern. Es war einer dieser Momente, über den mein Bruder nicht mehr mit mir reden möchte. Wir waren auf einem Boot mit einer erdrückenden Anzahl Flüchtlingen aus Syrien, Eritrea, Libyen, Afghanistan, Marokko und Tunesien. Es waren hauptsächlich junge Männer. Man hatte kaum Platz, hielt sich an jedem Stück Holz fest, an jeder Wand, die man greifen konnte. Der Kahn schaukelte auf den Wellen wie eine wegge-

worfene Blechdose und stieß uns hin und her. Obwohl der Wind über uns blies, stank es nach dem Urin der durchnässten Hosen von Kindern und Alten, nach den Fäkalien aus dem Eimer in der Ecke, der halbvoll darauf wartete ins Meer gekippt zu werden, und nach Erbrochenem. Man hatte den Eindruck, dass es selbst nach den Tränen der Menschen stank. Männer wie Frauen jaulten vor sich hin, weinten und schrien. Keiner wusste, wie es weitergehen würde. Alle wussten nur, was sie zurückließen. Sie flüchteten vor Krieg, vor Hunger, vor Arbeit und Arbeitslosigkeit, vor einem anderen Glauben oder einer anderen Gesinnung. Sie hofften, dass sie eine glücklichere Zukunft erwartete. Doch vor dieser Zukunft war dieser Sturm zu überstehen. Es glaubte kaum jemand daran, es zu überleben, nur in den erschöpften Augen meines Vaters sah ich Hoffnung. Es wusste niemand, dass der schlimmste Augenblick noch nicht gekommen war.

Als die Sonne hinter den zerrissenen Wolken hervorkam und das Meer und die Schreie sich beruhigten, verstummte ein anderer Ton mit ihnen. Der Motor stockte, ganz gleich wie fest der Kapitän mit einem Knüppel dagegen schlug, nur noch ein zerfetztes Fischernetz, das über der Kajüte hing, bewegte sich im Wind. Seelenlos trieb der Kahn im Wasser umher. Die Nahrung wurde weniger, ebenso das Süßwasser. Dafür wurden die Gebete wieder lauter. Ein Mann kniete neben uns, seine Finger waren verschlungen. Jeder um ihn herum konnte hören, dass es nicht Allah war,

den er um seine Gnade bat, sondern Jesus Christus. Mein Vater sprach zu uns, damit wir unseren Glauben ebenso wenig verloren.

»Man kann uns alles nehmen, doch nicht unseren Glauben. Jesus ist in jedem von uns. Habe ich euch schon erzählt, was eure Namen bedeuten? Tayo, du bist geboren, um glücklich zu sein. Fayola, du hast das gute Schicksal und Glück auf deiner Seite«, flüsterte er uns zu.

»Was ist denn schon Glück?«, fragte mein Bruder und wischte sich mit dem Ärmel durchs Gesicht.

»Boli zum Beispiel. Boli kann schon Glück sein.« Boli ist eine nigerianische Speise, gebackene Kochbanane.

»Merkt euch eins: *Nicht die Glücklichen sind dankbar. Es sind die Dankbaren, die glücklich sind.* Francis Bacon hat es bereits vor 400 Jahren gewusst, doch alle scheinen es vergessen zu haben. Ich hätte jetzt gerne Boli«, fügte er an. »Wenn wir Land unter unseren Füßen haben, werde ich euch ganze Stauden zubereiten. Klingt das gut?« Er wollte uns aufmuntern.

Plötzlich rief eine Gruppe Männer auf Arabisch wild durcheinander. Sie drängten sich zu dem Mann, der neben uns betete, und packten ihn. Einer holte mit einer Metallstange aus und schlug auf seinen Kopf ein. Sie griffen ebenso seine Frau. Mein Vater sprang auf und wollte dazwischen gehen. Ihn stießen sie umher und beleidigten ihn. Was sie zu ihm sagten, konnte ich nicht verstehen, es waren die Gewalt und die Gesichtsaus-

drücke, die ich deuten konnte. Meine Mutter und mein Bruder erhoben sich ebenfalls. Sie war eine mutige Frau und er hatte sein Herz am rechten Fleck. Alle anderen Menschen blieben sitzen, manch einer wollte nicht einmal hinschauen. Da sank mein Vater in sich zusammen. Die Farbe, die der Kopf, des betenden Mannes angenommen hatte, nahm nun auch der Bauch meines Vaters an. Er röchelte. Meine Mutter schubste Tayo in die Arme einer Frau in Kopftuch, die auch mich packte. Ich wehrte mich, doch sie zog mich hinter ihr Kleid, so wie ich häufig hinter dem Kleid meiner Mutter gestanden hatte. Was geschah, sah ich nicht. Ich hörte es nur mehrfach im Wasser Platschen.

»Wo ist meine Mama?«, wollte ich wissen, doch niemand außer meinem Bruder verstand meine Sprache.

Als er begann die Männer zu beschimpfen, war mein einziger Gedanke, dass mein Vater dieses Fluchen hoffentlich nicht hörte. Er mochte es nicht, wenn geflucht wurde, schon gar nicht, wenn es vor mir war. Die Frau behielt uns bei sich, obwohl mein Bruder noch energischer strampelte und wackelte. Ihr Mann erhob seine Stimme, als die Männer, die zuvor meinen Vater angegriffen hatten, zu uns kamen. Ich wäre mit ihnen gegangen, damit sie mich zu meiner Mama und meinem Papa gebracht hätten. Mehrere andere Personen fanden nun ihren Mut unter der Scham des Nichtstuns und stellten sich vor uns, einer von ihnen war der Kapitän, der mit erhobe-

nem Knüppel und weitaufgerissenem Mund starr dastand. Da drehten sich die ersten Köpfe, einige Flüchtlinge fingen zu jubeln an. Ein großes Schiff der Marine hatte uns entdeckt und sammelte uns ein. Ich hätte gedacht, dass es uns zurück nach Afrika bringen würde, da wir in kein Flugzeug nach Europa hätten einsteigen dürfen, doch stattdessen landeten wir an der italienischen Küste. Wie ich und mein Bruder nach Deutschland gelangten, habe ich vergessen.

Ich habe es nie verstanden, dass wir von Menschen angegriffen wurden, die angeblich ebenfalls vor Krieg flohen, doch ihren Krieg mit nach Europa brachten. Ich habe es nie verstanden, dass man die, die Schutz bedurften, nicht direkt in Afrika versorgte, statt darauf zu warten, dass wir ertranken oder verdursteten, in Afrika abholte, statt uns aus den Händen und den seeuntüchtigen Booten der Schlepper, denen wir ein Vermögen gezahlt hatten, zu retten. Mit ihrem Gewissen können sie es vereinbaren, Kinder, Frauen und Männer weit, weit weg verhungern zu lassen, bis sie befürchten müssen, dass ihre Leichen nach Europa gespült werden. Erst dann greifen sie ein und spielen sich als glorreiche Helfer auf. Gleichzeitig wundern sie sich, dass sich immer mehr Menschen ins Wasser wagen und der Strom niemals abreißt.

Mein Name ist Fayola. Er bedeutet das gute Schicksal, die Glückliche. Dieser Tag in meinem Leben war nicht glücklich. Doch ich kann mich

trotzdem glücklich schätzen und für vieles dankbar sein.

Ich bin der weiblichen Genitalverstümmelung entkommen und habe meine Schamlippen oder Klitoris nicht auf einem dreckigen Tisch oder Boden durch beschmutzte Messer und Glasscherben verloren. Ich habe keinen Dammschnitt bekommen, um meine kindliche Vagina für die Penisse erwachsener Männer zugänglich zu machen und wurde an keinen pädophilen Mann verheiratet, der seine Perversität je nach Erregungsstand an meinem unschuldigen Wesen auslassen konnte. Ich wurde nicht als Albino oder Tier geboren, um als goldene Medizin oder Fleisch verkauft zu werden. Ich musste nicht mit meinem Fußballtrainer schlafen, um einen Platz im Team zu haben. Ich wurde nicht als Prostituierte verschifft und auf den Strich geschickt, um als afrikanische Königin neben osteuropäischen Schönheiten unter Einfluss von Voodoo, Drogen oder Gewalt widerwertige Schwänze besteigen zu müssen, von Männern, die durch die Flure der Geschäftswelt und Politik wandern oder deren Kinder und Frauen darauf warten, dass Papa von der Arbeit nach Hause kommt. Ich wurde nicht abgetrieben oder nach der Geburt ermordet, nur weil ich ein Mädchen bin, oder wie ein Unberührbarer ohne Rechte behandelt. Ich wurde nicht in einer Fabrik als Sklave gehalten und ausgebeutet. Ich bin als Kind dem Terror einer radikalen islamischen Bewegung entflohen, die nicht nur christliche Mädchen entführten und so lange vergewaltigten, bis

sie sich den Tod wünschten. Ich wurde nicht im Namen einer Religion versklavt oder musste Peitschenhiebe, Säureattacken, öffentliche Steinigungen und Verbrennung bei lebendigem Leib über mich ergehen lassen. Ich musste mich unter keinem Schleier verstecken und nach den Regeln des Korans oder der Scharia leben. Ich musste mich nicht davor fürchten, Brüder, Mütter, Väter oder Onkel zu haben, die meine Henker sein konnten. Und ich musste nie Hunger leiden.«

Ich musste Luft holen, mein Herz stand still. Mein Mund war staubtrocken wie Wüstensand. Einer Frau in den vorderen Reihen liefen Tränen, die sie mit einem Taschentuch trocknete.

»Ich hatte Glück, dass ich in einem Land aufgewachsen bin, in einem Land, das schon lange kein Land der Dichter und Denker mehr ist, in dem man frei reden durfte und in dem man einst Fragen stellen durfte wie: Wie kann man es erklären, dass die Christen die am stärksten verfolgte Gruppe ist und keiner handelt, als ob man nicht handeln dürfte? Wieso darf man über Jesus oder den Papst Witze machen, aber sobald Allah oder der frauenverachtende Schlächter Mohammed nur karikiert werden, muss der Zeichner um sein Leben fürchten und sich womöglich öffentlich entschuldigen in der Hoffnung, dass die Strafe Allahs an ihm vorüber geht? Wenn man es nicht mit der Religion erklären möchte, womit dann? Es gibt viele Fragen, die man sich stellen muss. Ich möchte nicht eine ganze Religionsgruppe an den Pranger stellen, ich möchte nur erreichen,

dass jeder Mensch selbst anfängt über seine Taten nachzudenken, statt die Antworten in einem Buch zu suchen. Denn diese Unterdrückung ist kein rein religiöses Problem, es trifft den muslimischen Teil der Welt, den hinduistischen, christlichen und buddhistischen. Es sind vielmehr kulturelle und gesellschaftliche Probleme, die man nicht totsichweigen darf. Jeder, der schweigt trägt seine Mitschuld an diesen Taten. Und all dies geschieht unter den Augen der Weltregierungen, die tatenlos zuschauen.«

Ein Raunen hallte durch die Menge. Es wurde getuschelt. Zwei Sicherheitsleute schauten zum Veranstalter meiner Rede.

»Ich stehe heute hier vor Ihnen, vor einem Teil der verbliebenen Staatsabgeordneten der Europäischen Union, vor Vertretern der Vereinigten Staaten von Amerika und Großbritannien, vor Mitgliedern von Hilfsorganisationen und vor interessierten Zuschauern, und möchte, dass die nächsten 20 Jahre anders verlaufen, als die vergangenen. Meine Geschichte ist nur eine unter vielen. Hören Sie denen zu, die ihre Hilfe brauchen. Ich bin es nicht mehr, doch Millionen Kinder und Frauen, die Schwächsten unserer Gesellschaft, ebenso Millionen Männer, die wir nicht vergessen dürfen. Die Kultur der Vergewaltigung und Gewalt muss aufhören. Wir wollen unsere Söhne und Töchter erleben und nicht abtöten. Nur als Gemeinschaft können wir dies erreichen. Wir müssen ihnen von Anfang an Respekt, Verstand und Einfühlungsvermögen nahe bringen, statt

bloßen Glauben und Regeln. Wir müssen unsere Töchter und Söhne wachsen lassen, statt sie zu unterdrücken. Zusammenleben lassen, statt sie zu trennen. Wir müssen uns Menschen suchen, denen wir vertrauen können, wir müssen zu einem Menschen werden, dem man vertrauen kann, der Gottes Wort lebt und nicht nur betet, der Gottes Wort versteht und nicht nur vorliest.

Meine Geschichte ist eine unter vielen. Ohne meine Freunde und Familie hätte ich sie nie erzählen können. Ihre Fragen und Antworten haben mich hierher gebracht. Wir hatten ein ereignisreiches Leben zusammen, das wie ein erfundenes Theaterstück wirken muss. Doch auch sie konnten mich nicht vor dem Schrecken bewahren, als mein Glück ausgegangen war.«

# Der Tag der Weisheiten.

*August 2015, Hamburg*

»Fayola! Aufstehen!«, rief meine neue Mutter Emilia.

Sie war die weißeste Frau, die ich bis zum Tag meiner Einschulung kannte. Während meine Haare wuselig einen Afro bildeten, lagen ihre roten Strähnen glatt an ihrem Kopf an. Sie waren in ihrem Nacken zu einem Zopf gebunden. Als ich sie das erste Mal sah, erschrak ich. Ich dachte, sie wäre krank, verwundet oder eine Hexe, da ihr Gesicht mit roten Pünktchen übersät war. Mein Bruder zeigte mir einen Vogel und sagte mir, dass es nur ein Ausschlag sei. Sie lachte und erklärte uns, dass man die Pünktchen Sommersprossen nenne. Tayo war überrascht, dass sie unsere Sprache sprach. Sie war einige Jahre Missionarin in Nigeria gewesen und für die Verständigung unter den verschiedenen Gruppen zuständig, bis sie sich Kinder wünschte und in ihre Heimat zurückkehrte. Sie hätte wahrscheinlich niemals gedacht, dass es auf zwei Waisen aus einem Flüchtlingsheim hinauslaufen würde. Sie war nicht unfruchtbar, sie hatte sich bloß unfassbar in uns beide verliebt, als sie für uns übersetzen sollte. Mein neuer Papa und Emilia nahmen mich und Tayo bei sich auf und adoptierten uns später.

Glück gehabt.

Ich war schon lange wach, als sie rief. Es war schließlich mein erster Schultag und ich war so

aufgeregt, dass ich mit Herzrasen aufgewacht war und mich, um die Nervosität loszuwerden, bereits angezogen hatte. Noch vor den Blaumeisen, die im Vogelhäuschen am Baum neben meinem Fenster wohnten. Wie angewurzelt stand ich vor meinem Bett, in einem weißen Kleidchen mit schwarzen Punkten, das mir meine neue Oma anlässlich dieses Tages geschenkt hatte. Mein silbernes Kreuz hatte ich um den Hals gelegt. Meine Mutter betrat das Zimmer.

»Fayola, was ist denn los?«, fragte sie und kniete sich vor mir hin.

Ich war nicht sehr groß und ging selbst in ihrer halben Höhe unter.

»Ich habe Angst.«

»Wovor hast du Angst?«

»Dass die Kinder mich nicht mögen werden.«

Ich wusste nicht, warum ich davor Angst hatte, schließlich war ich bereits in den Kindergarten gegangen und hatte dort nie Probleme mit den Kindern gehabt.

»Wenn man dich nicht mag, dann mag man nichts Süßes. Du bist nicht so süß wie Vollmilchschokolade. Du bist so süß wie weiße Schokolade!«

Sie griff mich und kitzelte mich durch. Ich schnappte nach Luft, wie die Fische in unserem Gartenteich.

»Bin ich denn wirklich so süß?«

»Ich würde in jede Schokoladenfabrik für dich einbrechen und dich aufessen, wenn ich könnte.«

Sie knabberte an meinem Arm, so wie unser Kater *Guacamole* an einem der Fische herumgeknabbert hatte, nachdem er ihn aus dem Teich gefischt hatte.

»Und wenn etwas ist, hast du ja immer noch Tayo, der auf dich aufpasst.«

»Stell dich nicht so an«, sagte Tayo und lehnte sich in Unterhose an den Türrahmen. Er hatte mitgehört.

»Was sagst du?«, rief Emilia, ließ mich los und jagte Tayo durch den Flur. »Du bist ja noch gar nicht angezogen, mein Großer!«

Ich lachte noch, als ich das Meckern von Justus, meinem Vater, hörte, der Lärm am Morgen noch mehr als kalten Kaffee hasste. Er war Anwalt. Ich dachte mir immer, dass Papier und Buchstaben langweilig wären, als ich ihn über Gesetzestexten oder Klagen hängen sah, und er es deshalb auch wäre, bis ich mein erstes Buch gelesen hatte. Auch wenn er nicht viel Zeit mit uns verbrachte, freute es mich, dass er sich für mich freigenommen hatte, seine Kanzlei Blum und Partner musste an diesem Tag ohne ihn auskommen. Er warf einen Blick in mein Zimmer. Er trug seinen Anzug wie jeden Tag zur Arbeit, selbst an Sonnabenden.

»Willst du dir deine Haare nicht zusammenbinden?«, fragte er mich. »Das sieht ordentlicher aus.«

Bevor ich etwas antworten konnte, rief meine Mutter aus dem Nebenzimmer.

»Ich liebe deine Haare, Schatz. Lass sie bloß offen. Zeig der ganzen Welt, was du hast, egal was Papa sagt. Ich wünschte mir dein Volumen!«

»Ja, aber es würde ordentlicher aussehen!«, bekräftigte er.

»Ordnung kannst du auf deinem Schreibtisch halten. Schönheit kann chaotisch sein.«

Ich schaute ihn irritiert an.

»Gefallen sie dir nicht, Papa?«

»Du bist ein wunderschönes Mädchen, das weißt du, Fayola.«

Tayo rutschte mit einem Rasierapparat in der Hand an ihm vorbei.

»Ich kann Abhilfe schaffen! Dann hast du die gleiche Frisur wie ich.«

Mein Vater packte ihn und trug ihn aus dem Raum, bevor er mir ein Haar oder eine Hand abtrennen konnte. Ich sah das Zopfgummi auf der Kommode liegen, das mir meine Oma ebenfalls geschenkt hatte. Sie mochte es auch lieber, wenn die Haare ordentlich aussahen.

Mein Haar war gebändigt, als wir gemeinsam zur Schule fuhren. Tayo ging in die vierte Klasse, da er ein Schuljahr wegen seiner Sprachbarriere wiederholt hatte. Meine Eltern blieben mit mir in der Aula, in der die Einschulung stattfand. Am liebsten wäre ich bei meinen Eltern stehen geblieben, doch eine Lehrerin winkte mich zu den anderen Schülern, die mit ihren bunten Schultüten in den ersten Reihen saßen. Neben einen Jungen mit gelocktem, weißblondem Haar, der noch heller als meine Mutter war, setzte ich mich. Wir

sahen wie gebleichtes Papier und Schokolade aus. Hoffentlich war er nicht so langweilig wie Papier, dachte ich mir und kicherte.

»Hallo, ich bin Fayola.«

Ich streckte meine Hand aus. Er begutachtete sie misstrauisch.

»Ich beiße nicht! Nur wenn ich Hunger habe.«

Dann griff er sie schließlich beherzt. Seine Stimme war deutlich höher als meine, wie von einem Singvogel.

»Ich bin Lorin. Ich hoffe, dass du jetzt nicht Hunger hast. Ansonsten können wir uns die Süßigkeiten aus meiner Tüte teilen, wenn bei dir keine drin sind.«

Das war er also, mein erster Schulfreund. Nach und nach wurde einer nach dem anderen aufgerufen und einer von zwei Klassen zugeteilt. Ich schaute mir die Hautfarben der einzelnen Kinder an, so wie ich mir die Farben in einem Tuschkasten anschaute, und zählte mit. Wir waren 53 neue Schüler an dieser Schule in der Vorstadt. Ich zählte zwei schneeweiße wie Lorin, 15 weiße, elf currygelbe, drei rötliche, 18 olivfarbene, drei schwarze und mich. Ich war schokobraun, als einzige. Ich mochte meine Farbe, doch auch die von den anderen.

Nach der Schule waren vier Dinge für mich erwähnenswert, die ich meiner Mutter sogleich erzählte. Erstens saß ich mit Lorin an einem Tisch. Zweitens konnte ein Schüler aus der zweiten Klasse nicht aufhören mich in den Pausen anzustarren. Sein Name war Caspar. Er erinnerte

mich an den Clown aus dem Kasperle Theater. Drittens konnten einige der Schüler nur sehr schlechtes Deutsch. Eine von ihnen war Darja, ein Mädchen, das wegen des Krieges aus dem Iran geflohen war. Meine Mutter erklärte mir, dass es doch schön sei, dass sie es nun lernen könnte, so wie ich und Tayo einige Jahre zuvor. Ich könnte sie zu uns einladen, damit sie mit mir noch mehr üben könnte. Viertens teilte ich meiner Mutter das Ergebnis meines Farbenzählens mit und die Reaktion meiner Lehrerin darauf, als ich es ihr stolz mitteilte. Ich war die einzige in der Klasse, die so weit zählen konnte.

»*Hör auf über Farben zu reden, Fayola. Du möchtest doch auch nicht auf deine Hautfarbe reduziert werden*, paffte meine Lehrerin mich an. Ich wusste gar nicht, was sie meinte, ich habe doch nur gezählt.«

»Du bist ihnen nicht politisch korrekt genug, meine Süße. Immerhin wird man dich nicht so schnell als Rassist beleidigen. Gut, dass du so bist, wie du bist.«

»Was ist denn ein Rassist?«

»Rassismus kann die Diskriminierung einer Gruppe zum Beispiel aufgrund ihrer Hautfarbe oder Kultur sein. Den Menschen wird beim Rassismus je nach *Rasse* eine andere Wertigkeit zugesprochen und damit ihre Unterdrückung gerechtfertigt.«

»Das habe ich doch nicht gemacht.«

»Das hat deine Lehrerin bloß nicht verstanden. Die wenigsten verstehen es heutzutage. Sie schie-

ßen übers Ziel hinaus und brandmarken den anderen gerne als etwas, was er gar nicht sein muss.«

»Warum kann ich nicht sagen, dass du weiß bist und ich braun?«

»Du dürftest es noch eher als ich, das ist das Verrückte, selbst wenn wir es beide gut mit dem anderen meinen. Man sollte nicht sagen, dass es keine Farben gibt. Man sollte nur auf jede Farbe stolz sein dürfen.«

In dem Moment knallte die Haustür zu. Guacamole blieb davor stehen und war um ein Haar dem Tod durch Zerquetschen entronnen. Mein Bruder stampfte wütend rein. Meine Mutter eilte zu ihm und fing ihn noch vor der Treppe ab. Er wollte sich losreißen und nach oben stürmen. Seinen Kopf drehte er von ihr weg.

»Schau mich bitte an, Tayo!« Selten klang sie so streng.

»Es ist nichts. Lass mich bitte nach oben. Ich habe doch Rechte in diesem Haus.«

»Tayo, bitte schau mich an. Über die Rechte kannst du mit deinem Vater verhandeln.«

Zögerlich drehte er seinen Kopf. Das Veilchen um sein Auge war nicht zu übersehen.

»Was ist passiert?«

»Ich habe Fußball gespielt.«

»Du kannst mir alles erzählen, aber lüg mich bitte nicht an.«

Er zauderte mit sich selbst, er wollte es aussprechen.

»So ein dummer Junge hat mich geschlagen, nur weil ich nicht an Allah glaube.«

»Schlag bitte niemals jemanden wegen so etwas. Versprichst du mir das? Du bist klüger. Wenn man für seine Religion kämpfen muss, ist es ein falscher Glaube. Welcher Gott würde das wollen?«

»Er hat mich geschlagen, nicht anders herum. Hast du mir nicht zugehört?«

»Du hast recht, das sollte ich besser seinen Eltern erzählen, damit er so etwas nicht noch einmal macht. Wie heißt der Junge? Ist er aus deiner Klasse?«

»Nein, er ist älter und von einer anderen Schule.«

»Warum hat er das getan?«, fragte ich und blieb hinter ihnen stehen.

»Frag ihn das doch, Fayola! Er sagte, dass Jesus behindert sei und jeder, der an ihn glaube. Ich sagte ihnen, dass mein Vater daran geglaubt hat. Mein Vater war nicht behindert!« Tayo liefen die Tränen. »Ich wollte schon weggehen, da sagte er mir, dass ich meinen behinderten Vater von Allah grüßen soll und dem einzig wahren Propheten. Er sollte so etwas nicht sagen, da habe ich mich umgedreht und ihn geschubst. Dann habe ich was aufs Auge bekommen. Das ist alles und jetzt lass mich bitte nach oben.«

Meine Mutter ließ ihn los, doch statt nach oben zu laufen, sank er auf die Stufe und hielt sich seine Rippen. Meine Mutter hob sein T-Shirt. Sein

Brustkorb war lila, so wie die Zwetschgen auf dem Kuchen.

»Die Moslems haben schon meine Eltern umgebracht«, flüsterte er.

Es war das erste Mal, dass ich davon gehört hatte, dass Menschen wegen einer Religion schlagen und geschlagen werden. Obwohl ich aus Nigeria hatte flüchten müssen, weil ich Christ war, meine Eltern getötet worden waren, weil sie Christen waren, und Menschen in unserer Flüchtlingsunterkunft verprügelt worden waren, nur weil sie Christen waren, war ich bis zu diesem Punkt zu jung gewesen, um es zu verstehen.